

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

191 (18.8.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 18. August

des „Volksfreund“

Nummer 191 — 1915

Dom Sturm auf Het Sas.

Es waren grauenhafte Minuten, überall das Stöhnen der von den Granaten Zerrissenen. Und immer noch Schlag auf Schlag, die Erde hinter uns aufwühlend, alles in Pulverrauch gehüllt, hoch auf spritzte der Dreck, und jede Minute konnte so ein Splitter auch uns treffen. — Wenn dann mal für Sekunden das Feuer aussetzte, man den Kopf von der Erde aufhob, dann sah man gleich die gräßlichen Wirkungen der Granaten, amerikanischen Kalibers! — Nehmen denn diese entsetzlichen Minuten kein Ende? Zitternd am ganzen Leibe, dem Wahnsinn nahe, preschten wir das Gesicht wieder in die Erde. Da hörten wir unter dem Donner der Kanonen unseres Leutnants Stimme: „Nun los, Kinder! Leber den Graben und dann vorwärts!“ — Noch wie gelähmt lebten wir am Boden fest, man kann noch nicht. Doch nur wenige Sekunden, es war uns allen klar, hier liegen zu bleiben, ist nicht mehr auszuhalten! Dann auf — nicht lange umgesehen — über unsern Graben hinüber und vorwärts. Das war eine Erlösung. Zwar hörten wir noch den pfeifenden Ton der Granaten, die nun hinüber und herüber über unsere Köpfe wegkullerten, aber sie gingen drüber weg. Schon hatten wir die feindlichen Gräben erreicht, die Drahthindernisse waren schnell durchschnitten — die Gräben jedoch leer. Rechtzeitig hatten sich die Gegner zurückgezogen. Nun wir nach Truppweise kommen uns Franzosen und Belgier entgegen, ohne Waffen sich gefangen gebend. Es war eigentümlich, nichts hinderte unsern Vormarsch, nur rechts und links von uns Gewehrfeuer, doch sahen wir keinen Gegner. Das Gelände ging ein wenig bergan, oben war Wald. Wir strebten darauf zu. Plötzlich bekamen wir aus dem Walde heftiges Gewehrfeuer. Die Feinde hatten sich im Dickicht des Waldes wieder gesammelt. Ruhig gingen wir vor, dann und wann fiel ein Kamerad von einer Kugel getroffen zu Boden. Auch ich war vollkommen ruhig geworden, trotzdem so ein Querschläger eines französischen Geschosses oder ein englisches Explosionsgeschoss genug Verletzungen in unseren Reihen anrichteten, läßt einen das Infanteriefeuer ziemlich kalt. Wir nahmen Stellung, das heißt, wir warfen uns auf den Boden, ein paar mal schossen wir in den Wald hinein, doch wir sahen nichts. Im Marsch, marsch ging's weiter, doch als wir den Wald erreichten, war unser Gegner schon wieder verschwunden. Nur einige Verwundete und einzelne, die es vorzogen, sich gefangen zu lassen, waren noch am Waldrande zu finden. Die Gefangenen den Reihen überlassend, drangen wir in den Wald hinein, es war nur ein schmaler Streifen, der schnell durchquert war. Dann hatten wir einen schönen Anblick, der höchste Punkt des Geländes war erreicht. Vor uns im Tale lag der schon oft erwähnte Ort, mit so vielem Blute getränkte Hiesigkeit, gerade vor uns das Dorf Het Sas. Darauf zu strömten nun von allen Seiten fliehende Franzosen, Engländer, Belgier und das übrige Völkergemisch. Im Dorfe waren Brücken über den Kanal, auf diesen zog die feindliche Bagage ab. Das war so etwas für uns, ins Dorf mußten wir, den Gegnern den Weg abschneiden, und alles, was noch nicht über den Kanal ist, wäre unser! Doch der Weg war weiter als wir dachten, dazu waren wir fortwährend dem feindlichen Feuer ausgesetzt und mancher Kamerad blieb noch auf dem Felde liegen. So waren wir nur noch eine dünne Linie, als wir die ersten Häuser des Dorfes erreichten. Gerade vor uns springt ein Franzose aus dem Gebüsch, ohne Waffen, die Hände hochhaltend, kommt er lebhaft gestikulierend mit ängstlicher Miene auf uns zu. Aus seinen Worten hörte ich nur immer „Kamerad“, „Kamerad“! Es war ein alter Kerl, freundschaftlich klopfte ich ihm auf die Schulter und beruhigte ihn, soweit das meine französische Brocken erlaubten. Doch wohin mit ihm, es liefen noch mehr Gefangene umher und wir waren unserer zu wenig, um noch welche zum Transportieren unserer Gefangenen abgeben zu können. Alles strebte dem Innern des Dorfes zu, so auch mein Gefangener und ich. Sobald wir das eigentliche Dorf erreicht hatten und in unvorsichtiger Weise gleich hineinritten, bekamen wir plötzlich aus allen Häusern Feuer. Das hatten wir nicht erwartet, und teuer genug kam uns unsere Unvorsichtigkeit zu stehen. Rechts von mir stand eine Mühle, aus deren Fenster ein Franzose schoß. Ich sehe vor mir einen Kameraden knien, er will hinausschießen, doch streckt ihn eine Kugel aus dem Fenster nieder. Ich knie sofort am Rande einer Hecke nieder, reiße das Gewehr an die Wade — da — ein stechender Schmerz am Halse, ich falle hintenüber, greife zum Halse und warm rieselt das Blut mir an der Hand hinunter. Die Sinne wollen mir schwinden, es war ein eigentümliches Gefühl. Ich dachte: du bist in den Hals geschossen, dann mußt du sterben. Doch nur einige Sekunden dauerte dieser Zustand, dann kehrten die Gedanken zurück und mein erstes war: verbinden. Ich holte mir das Verbandspäckchen heraus, da kam der Franzose zu mir, nahm mir das Päckchen ab und fing an, mich zu verbinden. Ich vertraute mich ihm ganz an, alle Feindschaft war verschwunden. Sonderbar, was für Lappen das Schicksal manchmal hat, vor wenigen Minuten stand er vor mir, die Hände erhoben, Todesangst in seinen Zügen, und jetzt liege ich hilflos wie ein kleines Kind in seinen Armen. Von seinen Armen gestützt, säß er mich ins nächste Haus, dort schon den vor mir glücklicherweise nur leicht verwundeten Kameraden vorfindend. Außerdem waren noch drei Kameraden da, die vor den Kugeln aus den Nachbarhäusern Schutz suchten. Zivilpersonen, die ängstlich in eine Ecke gedrückt saßen, bewirteten uns Verwundete gleich mit Wein und Brot. Für mich wurde eine Lagerstelle auf dem Fußboden geschaffen, so konnte ich wenigstens ruhen und abwarten. Ein Trupp gefangener Franzosen wurde aus dem Dorfe geholt, wir gaben unseren Gefangenen auch mit-

Ich drückte ihm zum Abschied die Hand, ein Lächeln glitt über seine Züge. — Dann brach die Nacht an. Wir fanden uns in einer nicht gerade angenehmen Lage. Unsere Truppen hatten aus Mangel an Reserve das Dorf geräumt und vor demselben eine Stellung eingenommen. Wir wußten nicht, ob die nächsten Häuser des Dorfes noch besetzt waren. Ein Trupp Franzosen näherte sich unserem Hause, unsere drei unterwundenen Kameraden eröffneten gleich das Feuer. Ich war gerade ein wenig eingeschlummert, erschreckt fuhr ich in die Höhe, doch die Franzosen verschwanden gleich wieder. Unser Haus stellte eine Art Vorpfortstellung dar, wir hatten Verbindung mit unserer Front. Dann kam der Befehl, die Zivilpersonen sollten hinter die Front gebracht werden, und zwar nur die Männer, man befürchtete wohl Spionage. Das war für uns zwei Verwundete eine gute Gelegenheit, von dort fortzukommen. Aber unmöglich war es, die Frauen und Kinder von den Männern zu trennen. Da wir uns auch möglichst ruhig verhalten mußten, blieb uns nichts anderes übrig, als auch Frauen und Kinder mitzunehmen. Wir gelangten, ohne belästigt zu werden, aus dem Hause und hinter die Front. Man war gerade dabei, sich „einzubuddeln“. Ein Bizefeldwebel bestimmte, daß die Familie nach Vixchoote gebracht werden sollte. Ein Mann wurde zur Bewachung mitgegeben. So machten wir uns denn auf den Weg. Plötzlich begann hinter uns ein heftiges Infanteriefeuer. Die Franzosen machten bereits einen Gegenangriff. Wir schnell ins letzte Haus hinein, da begann auch die feindliche Artillerie die Straße unter Feuer zu nehmen. Und Schlag auf Schlag platzten die Granaten, das Pflaster der Straße aufreißend, mit unheimlichem Getöse. Zwar waren wir im Hause ein wenig geschützt, aber die Frauen und Kinder jammerten und schrien, und wir waren doch selbst nur halbe Kerle mehr. Es war zum Verzweifeln. Soweit ist man nun gekommen, verwundet auf dem Wege nach hinten, und nun soll man noch hier von Granaten zerrissen werden. Ein einziger Volltreffer ins Haus, und von uns wäre nichts mehr nachgeblieben. Bei Nacht ist solch Granatfeuer noch unheimlicher, weil man nicht nur den graufigen Knall hört, sondern auch noch den Feuerchein der platzenden Granaten sieht. Das Getöse wird immer unheimlicher, diesmal aber von einer anderen Seite. Unsere Artillerie ist aufgefahren und beantwortet nun das Feuer des Gegners. Das hilft gleich danach wird es ruhig. Nun aber schnell fort, keine Minute länger hielt ich es in diesem Feuerfessel aus. Doch hatten sich die Zivilgefangenen mit so viel Zeug beladen, daß es nur langsam vorwärts ging. Wir beiden Verwundeten hatten nur einen Wunsch: möglichst weit und schnell fortzukommen; darum ließen wir bald unsern „Transportführer“ mit seinem traurigen Zug allein. Es war eine unheimliche Nacht, überall Gewehrfeuer, Leuchtkugeln fliegen auf, das Feld der Kämpfe vom Nachmittage beleuchtend. Tote Menschen, Freund und Feind, liegen auf den Feldern, Verwundete stöhnen, überall graufige Spuren des Krieges. Wie, wenn in jenen Gebüsch noch Franzosen versteckt sind? — Wir sind hilflos, unbewaffnet. Die Phantasie sieht Schreckgespenster, die Nerven wollen versagen. Vor uns ein großer Trümmerhaufen, es ist Vixchoote. Und immer noch funkelt die feindliche Artillerie hinein; es sollte wohl kein Stein auf dem andern bleiben. Wir machen einen großen Umweg um das Dorf und über Felder und Gräben hinweg gelangen wir endlich zu einem großen Gehöft, dessen Dach durch einige Volltreffer zerstört war. Dort war unser Verbandsplatz. Eine schaurige Stätte von Elend und Not. Das Gehöft war mit Stroh angelegt, der Mond und einige Stallaternen beleuchteten ein grauenhaftes Bild. Da liegen sie, die Helden des Tages. Zwei Arzte, die Armele aufgeschürzt, verbinden, verbinden die Schwerverwundeten zu lindern. Wie wünschte ich, daß alle, die begeistert vom Kriege reden und schreiben, nur einen Blick auf einen solchen Verbandsplatz unmittelbar hinter der Front werfen könnten. Nur einen Augenblick verweilen dort, wo die Opfer des modernen Krieges zuerst landen. Wo würde ihre Kriegsbegeisterung bleiben? Der Anblick dieses Schrecklichen war auch meinen Nerven zu viel. Bewußtlos sank ich in eine Ecke. — Nun liege ich schon seit mehreren Tagen im Lazarett. Der Arzt kommt und bemerkt zu der ihn begleitenden Schwester: „Der hat sich sehr gut gemacht, überraschend schnell geheilt, kann heute mit dem Lazarettzug nach Deutschland.“ Die Schwester nickt mir zu. Ich lächle. — („Hall. Volksblatt.“)

Aus feldpostbriefen.

Die Sanitätshunde auf dem Schlachtfelde. Der Bataillonskommandeur eines bayerischen Infanterie-Regiments schreibt: Zweifelslos wird durch die in nachstehendem angeführten Tatsachen dargelegt, wie erspriehlich die Verwendung der Sanitätshunde sowohl in schwierigem Gelände wie auch unter den schwierigsten Verhältnissen sich gestalten kann. Am 5. 5. 15, 4 Uhr vormittags, fand ein Sturmangriff im Walde von V., südöstlich . . . zwischen V. und T. — statt. Derselbe wurde von einer . . . Infanterie-Regimenten bestehende verstärkte Infanterie-Brigade dezant ausgeführt, daß drei Bataillone frontal durch den Wald angriffen, während drei Bataillone zugleich einen Planenstoß über offenes Gelände gegen die linke feindliche Flanke ausführten. Das von mir geführte Bataillon war das rechte Flügelbataillon der frontal angreifenden Bataillone. Der Sturmangriff gelang glänzend: Wir setzten uns in den Besitz von 7 französischen Gräben, nahmen 21 Offiziere und 2000 Mann gefangen und erbeuteten zwei Geschütze, mehrere Maschinengewehre, Minenwerfer und zahlreiche sonstige Material (s. Gen.-Staatsbericht vom 6. 5. 15). Als ich mich nach Einnahme der besetzten Linie, Einteilung der zum Umbau, Einteilung, Verjagung und Verteidigung notwendigen Befehle und Anordnungen an meine Geschützstelle zurück begab, sah ich auf dem Kampffelde natürlich sehr viele Verwun-

dete, leichte und schwere, Deutsche und Franzosen. Ich forderte sofort die bereitgestellte Sanitätskompanie an, die sich sogleich an die Arbeit begab und versuchte, die Verwundeten zu bergen. Da jedoch das gemessene Gelände von den französischen Artilleriebesatzungen eingenommen war und infolgedessen fortwährend unter dem schwersten französischen Artillerie-Feuer lag, gestaltete sich die der Sanitätskompanie gestellte Aufgabe zu einer ungemein schwierigen, ja sie erwies sich als am Tage nahezu undurchführbar. Die Verwundeten ihrerseits suchten sich gegen das mörderische Artilleriefeuer dadurch zu decken und zu schützen, daß sie sich teils in die vorhandenen Granatlöcher, teils in die halbverhüllten Gräben, in Unterständen usw. verkrüchten. Den Bataillonen der Sanitätskompanie blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als das Dunkel der Nacht abzuwarten und unter dem Schutze der Dunkelheit ihre Hauptarbeit auszuführen. Das bedeutete natürlich eine erneute Schwerverletzung, die Verwundeten aufzufinden. Die Folge hiervon war, daß ich am 6. 5., als ich mich in unsere neuermessene Stellung begab, noch eine Anzahl Schwerverwundeter auf dem Schlachtfelde liegen sah. Am der Nacht vom 6./7. 5. ging ein harter, langandauernder Gewitterregen nieder. Auch am 7. 5. vormittags, als mein Bataillon abgelöst wurde, meldeten mir meine aus der vordersten Linie kommenden Kompanieführer, daß immer noch Verwundete draußen lagen und um Hilfe baten. Dieselbe Meldung wurde wiederum gemacht, als ich am Tage darauf, am 8. 5., 5 Uhr vormittags, die Vorpforten wieder übernahm und im Stellung rückte. Der Sanitäts-Patrouille gelang es zwar am diesem Tage, einige Schwerverwundete herauszuführen, da aber das Auffinden der Schwerverwundeten immer schwieriger wurde, jede Verzögerung der Bergung die Aussicht auf Wiederherstellung der durch Hunger, Durst und Kälte stark geschwächten Verwundeten immer mehr verringerte, die Verwundeten andererseits schon zu schwach und erschöpft waren, sich hinreichend bemerkbar machen zu können, so wogte ich an, Sanitätshunde zu verwenden. Anfangs sah ich auf Bedenken wegen der Schwierigkeit des Geländes sowohl wie auch, da die Arbeit nur bei Nacht ausgeführt werden konnte. Es gelang mir aber, durch unermüdetes Festhalten an meiner Aufgabe, alle Bedenken zu zerstreuen, und so meldeten sich am 8. 5., 8.30 abends, vier Bataillone mit Sanitätshunden bei mir in meinem Unterstande die von mir persönlich instruiert und durch meine Geschützordnung auf das Schlachtfeld hinausgeführt wurden. Das Resultat war ein erfreuliches. Trotz der großen Schwierigkeiten gelang es den Sanitätshunden, mit Hilfe der Sanitätshunde die Schwerverwundeten aufzufinden und sie zum nächsten Truppenverbandplatz zurückzuführen.

Wenn man persönlich all das Elend, all die Qualen gesehen hat, die diese Armen während der vier Tage und drei Nächte erduldet haben, wenn man sich die furchtbaren körperlichen Schmerzen und die Seelenqualen dieser Armen ausmacht, dann kennt man die ungemessen segensreiche Einrichtung der Sanitätshunde so recht würdigen und schätzen, zumal wenn die beiden Tiere ihre Tätigkeit unter so schwierigen Verhältnissen und so vollkommen ausgeführt haben, wie im Walde von V. und damit für ihre Existenzberechtigung und wertvolle Unterstützung des Vereins für Sanitätshunde den schlagendsten Beweis selbst erbracht.

Vermishtes.

* Das geologische Schicksal untergegangener Schiffe. Es ist kaum anzunehmen, daß die Spuren des gegenwärtigen Seerrieges auf dem Meeresboden verschwinden werden. Das eine oder andere Schiff mag allerdings der Perforierung anheimfallen, die meisten aber dürften sich, trotzdem sie durch Entwirkung der Torpedos oder der Minen oft nur in Bruchstücken vorhanden sind, durch unabsehbare Zeiten erhalten. Der Schicksal, der den Boden des Ozeans in den Tiefen, um die es sich in der Mörzzeit der Fälle handelt, bedeckt, ist ein vorzügliches Konzentrationmittel. Er besteht seiner Hauptmasse nach aus Kalk, der sich in hohen Schichten als außerordentlich feinpulverige, schlammige Masse ausbreitet. Die Schiffsreste werden sich zunächst mehr oder weniger tief in diesen Schluff eindrücken und dann rieselt ununterbrochen auf die noch emporgedrungenen Teile der Kalk wie ein feiner Regen herunter. Er begräbt nicht nur im Laufe der Zeit alles unter einer dichten Decke, er dringt auch durch die engsten Fugen und Ritzen ein. Er füllt alle Hohlräume, schmiegt sich zwischen die feinsten Nadeln der Moosfäden — nach einiger Zeit gibt es auf dem verunkelten Schiff nichts mehr, das nicht ganz mit Kalkschlamm bedeckt wäre. Es mag Millionen von Jahren dauern, bis die in Betracht kommenden Teile des Meeresbodens trocken gelegt werden. Aber es liegt kein ernstlicher Grund vor, warum wir die Möglichkeit, daß große geologische Umwälzungen sie vielleicht bis zu Vergessenen ausführen, in Rede stellen sollen. Denn mag eine zukünftige Generation, die die Schiffsstrümmen mit allem, was sie bergen, aus dem harten Stein schlägt, interessante Studien an ihnen machen über die gegenwärtige Kultur und Technik, und vielleicht erscheint jenen Menschen das, was wir heute mit Stolz betrachten, so kindlich und naiv, wie uns die primitiven Werkzeuge des Urmenschen, die unsere Museen zieren.

Heiteres.

* Das Schaf am Spieß. Folgende Episode aus den Kämpfen in den Karpathen wird erzählt: „Ein Häuptling hatte 3000 Russen zu Gefangenen gemacht. Er führte sie seinem Hauptmann vor und erstattete die Meldung. Der Hauptmann hielt sich die Russen an und sagt: „Das sind ja 3000 und nicht zwölf. Geben Sie die Meldung dem Herrn Major weiter!“ Das geschieht. „Können Sie nicht richtig zählen, Häuptling? Das sind ja 3000 und nicht zwölf!“ — „Eben waren es noch zwölf, Herr Major!“ — „Wahrscheinlich Sie dem Herrn Oberst die Gefangenenliste. Ein Jaracz (Schöpfer) und Votall unter die armen, verhungerten Teufel verteilt werden. Es steht ja gerade einer am Spieß.“ — „Als der Häuptling dem Oberst antwortet, waren es bereits acht und zwanzig. Alle schamperten nach dem Rufe des gebornenen Jaracz. Ein schauerlicher Wind trug den Duft des frisch gebratenen Fleisches über die Felder. Und vorn trabte es und kam es geklappert . . . Und sie stürzten nach der Feuerstelle, wo der mächtige Jaracz schmeckte. Ein Jaracz nach dem andern wurde auf den Spieß gesteckt. Am Abend waren alle feindlichen Gräben leer, und die Russen ließen sich gut schmecken. Die letzten bekamen nicht mehr viel. Und wir hatten einige hundert Gefangene.“ — Wenn nicht wahr, so ist es doch gut erfunden.